

benoîte groult

Jeder Mensch braucht seinen Traum



Heute ist mir eines klar: Jeder Mensch braucht einen Traum. Seinen Traum. Für sich oder zu zweit. Für meinen Mann Paul und mich war es das Meer. Unser Boot, das Fischen. An Deck waren wir eins, ein unschlagbares Team. Zwei mutige Matrosen auf hoher See. Wir verstanden uns ohne Worte, die eine Hand wusste, was die andere tat. Ich erinnere mich noch genau, wie wir für diesen Traum gekämpft haben. Dafür, dass er Wirklichkeit wird. Wie alles begann. Damals waren wir noch jung verheiratet. Und so leichtfertig, uns ein zweites Zuhause aufzuhalsen. Ich träumte seit meiner bretonischen Kindheit davon, ganz und gar in der Bretagne, wo auch Paul seine Kindheit verbracht hatte, Wurzeln zu schlagen. Mit geliehenem Geld gelang es uns, in einem kleinen Dorf bei Raguenès zwei verfallene Reetdachhäuschen zu kaufen. Ich erinnere mich noch an den Preis: Fünftausend Francs, dazu gehörten dreihundertachtzig Quadratmeter eines Pfarrgartens. Kein fließendes Wasser, keine Elektrizität. Bis auf das neue Reetdach aus Roggenstroh (nicht Schilfrohr wie heute) habe ich fast alles selbst gemacht. Die Balken mit Leinöl behandeln, die Decke mit Schiffslack, den Zementboden mit roter Farbe streichen, als Imitation von Fliesen, die wir uns nicht leisten konnten, die Fensterläden und Türen blau anmalen, die Terrasse mit flachen Steinen belegen, die wir einzeln am Fuße der Mäuerchen in der Gegend aufsammelten und nachts mit einer Schubkarre herankarrten... Wie ein Puzzle nahm der Traum mit jedem einzelnen Schritt Gestalt an. Das Rauschen des Meeres, die Brandung und der launische Wind

der bretonischen Küste ermutigten mich. Herrlich – jede Verbesserung. Das erste Jahr, in dem wir nicht mehr das Wasser aus dem Brunnen schöpfen mussten, die erste Dusche, die mit einem Hahn funktionierte, welchen wir findig mit einer Rolle zur Decke hochzogen und der für den Abfluss mit einer Gießkannenbrause ausgestattet war.

Jeder Fortschritt stellte einen finanziellen Gewaltakt und einen persönlichen Sieg dar. Kein anderes Haus war feuchter, war unbequemer, häufiger überschwemmt, war hartnäckiger darin, zu seinem Originalzustand als Kuhstall zurückzukehren, war verräucherter (der großartige Granitkamin weigerte sich noch immer, zu ziehen). Und doch: Nichts hat mir mehr Freude und Stolz verschafft. Und um unsere Träume ganz zu erfüllen, brauchten wir noch ein Boot. Es war das erste einer sehr langen Serie. Einer Serie voller Glück. Jeden Morgen miteinander hinauszufahren, ein Netz auszuwerfen, kleine Häfen zu entdecken, hat uns intensiver verbunden als ein verliebtes kleines Abenteuer. Paul wurde ein ausgezeichnete Schiffer und ein guter Meerbeschreiber, aber ihm fehlten der physische Mut und die Lust, zu leiden, die für einen Ozeanfahrer unerlässlich sind. Ich dagegen hatte nichts gegen das Matrosendasein, ich liebte die müheseligen Arbeiten, die Netze zu entwirren, sie zu flicken, den Fisch zu putzen, das schwere Segel hochzuziehen, Wasser zu schöpfen und gerissene Leinen zu reparieren. Paul machte es Spaß, die Karten zu studieren und dabei zu träu-

men, auf die Inseln zuzusteuern und auf die Untiefen achtzugeben. Er kannte jede Klippe. Wir beide bildeten also zusammen einen ausgezeichneten Matrosen, jeder mit seiner Aufgabe, seinem Glücksgefühl beim Segeln, der speziellen Freude, eine Mannschaft zu bilden, die schlechtem Wetter zu widerstehen wusste. Und das ist uns trotz unserer Gegensätzlichkeiten im Laufe der vierundfünfzig Jahre gelungen. Das Meer war unser Schicksal: Den ersten Kuss, der alle anderen nach sich zog, haben wir uns auf dem Meer gegeben, ohne nachzudenken: Eigentlich war es das Meer, das unsere Münder zueinander geführt hat. Es herrschte entsetzlich schlechtes Wetter an dem Tag, und über unsere Gesichter lief der Regen, vermischt mit diesem salzigen Schaum, der ihn so schön bitter schmecken ließ, und wir konnten wirklich nichts anderes tun, als ihn auf unseren Lippen zu trinken, wobei wir immer ein Auge auf das Meer richteten, das nur auf Ablenkung wartete, um uns zu verschlingen. Aber das tat es nicht. Paul und ich hatten, über alle Höhen und Tiefen des Lebens hinweg, das Meer als Verbündete, das wir zusammen in der Bretagne, in der Karibik durchgepflügt haben und dann in Irland, bis wir über achtzig waren, jenseits aller Vernunft. Ich habe übrigens häufig geträumt, dass es schön wäre, zusammen auf einer keltischen Klippe zu kentern und alle beide durch das Gewicht unserer hohen Stiefel in das grüne Seegras heruntergezogen zu werden. Ein schöner Tod für zwei Romanschriftsteller, finde ich. Aber so kam es nie. Noch heute würde ich bis ans Ende der Welt gehen, um diese Gefühle wiederzufinden. Und ich gehe ja auch ans Ende der Welt: Immer wieder hat es mich zum Fischen ans Ende der westlichen Welt verschlagen, nach Irland. Dorthin fahre ich auch heute noch, um die Freuden der Kindheit und der Jugend wiederzufinden, als es an der bretonischen Küste nur so wimmelte von lebenden Kostbarkeiten, als ich noch Seepferdchen in den Tümpeln, Schlickrutscher an den Felsen und Taschenkrebse unter den Steinen fing. Jener Zeit, als jedes Kind, das mit einem simplen Schmetterlingsnetz bewaffnet an den Strand ging, zurückkam mit einem Eimer voller hochinteressanter Tierchen. Jedesmal, wenn ich mich in Irland am Strand postiere und Ausschau halte, ob das Meer sich so weit zurückgezogen hat, dass ich mit dem



Fischen beginnen kann, bin ich wieder das Kind, das junge Mädchen, die Frau aller Gezeiten, die ich gewesen bin. Dann bin ich alterslos oder für Minuten so alt wie die Welt, bin auf der Lauer nach dem magischen Augenblick, in dem das Meer mir seine Wunder offenbaren wird. Gegen Wind und Wetter ausgerüstet, mit Ölzeug und Südwester gegen alles, was vom Himmel fällt, mit Anglerstiefeln gegen alles, was vom Meeresboden droht. Kein Telefon läutet. Keine schlechte Nachricht kann mich erreichen. Die ganze Welt kann mir den Buckel runterrutschen. Der Geruch nach Tang, das feine, silbrige Plätschern des Wassers, das sich in Tausend schmalen Prieln zurückzieht, das Bewusstsein, dass diese Freude den Gezeitentabellen des Bretonischen Meereskalenders unterliegt und man keine Minute verlieren darf – all diese Zutaten vermengen sich, bilden zusammen das Glück. Lange Zeit bin ich dem Meer mit wackerem Mut entgegengetreten, aber neuerdings kann ich nicht mehr auf alle meine Hilfstruppen zählen. Meinem Körper, diesem treuen Knappen, hatte ich nie übermäßige Beachtung geschenkt, und siehe da, nun muss ich ihn zuweilen zu seinen Pflichten rufen. Plötzlich springe ich nicht mehr von einem Felsen zum anderen, ohne darüber nachzudenken. Stattdessen frage ich mich: Wie ist das, wenn ich meinen Stiefel auf diesen Stein setze, wird er halten – werde ich in einen glitschigen Spalt rutschen und mir etwas brechen? Diese Gedanken fliegen durch meinen Kopf, während ich jetzt bedächtig jeden Stein genau mustere und oft zögere. Ich denke: Ich werde doch wohl den nächsten Stein erreichen, ohne in dieses drei Meter tiefe Loch zu fallen, oder? Ist das so sicher? Nein, das ist nicht mehr so sicher. Aber es gibt Wege. Ich kann meine Kräfte richtig einschätzen, ich muss diesen oder jenen Muskel, der keine Überstunden mag, nicht überstrapazieren. Mogeln. Langsam machen. Stolpern. Aber der Traum bleibt.

Benoîte Groult, geboren 1921, ist Autorin zahlreicher Bücher, unter anderem „Tagebuch vierhändig“ (gemeinsam mit ihrer Schwester Flora Groult), „Die Dinge wie sie sind“, „Ödipus Schwester“ und „Salz des Lebens“; berühmt wurde sie mit dem Millionenbestseller „Salz auf unserer Haut“